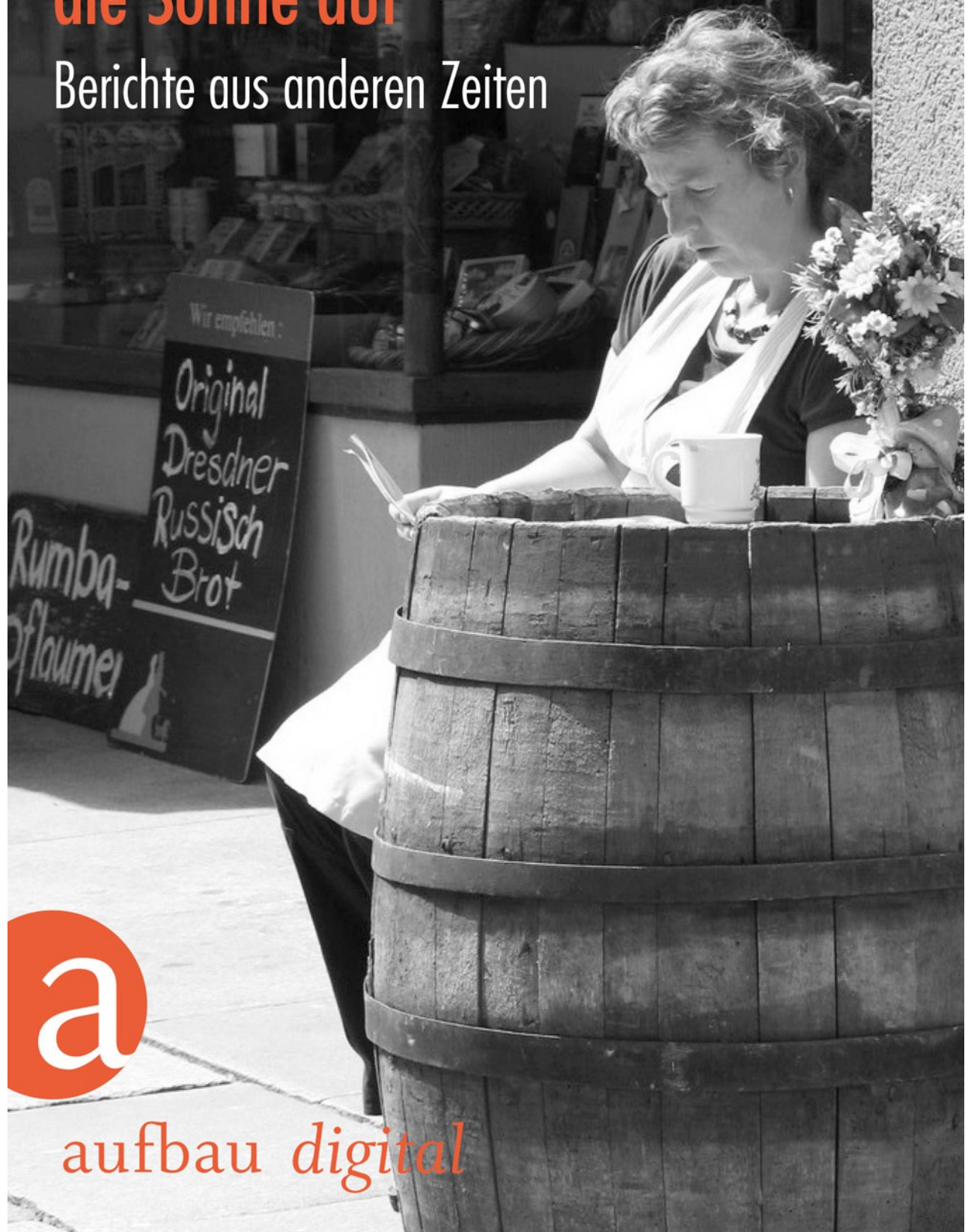


JUTTA VOIGT

Im Osten geht
die Sonne auf

Berichte aus anderen Zeiten



aufbau *digital*

Badura, Becker, Bettermann

Dezember 1984

Sylvie hatte sich positiv verändert, wie man so sagt. Seit sie aber in der neuen Wohnung wohnte, machte ihr ein Gefühl von Fremdheit zu schaffen, die Empfindung von Unbehaustsein in dem schönen renovierten Haus. Sie freute sich über den freien Blick auf Bäume, die größeren Zimmer, die Sonne schon am Morgen. Andererseits vermisste sie den Zweitaktergeruch und den U-Bahn-Lärm der wilden Ecke, an der die alte Wohnung sich befunden hatte. Das erloschene T von der Leuchtreklame des Teppichladens gegenüber fehlte ihr. Das Auge-in-Auge-Sein mit der anderen Straßenseite, ihren Verrichtungen, ihrem Balkonleben. Kurzum, Sylvie vermisste in der neuen Wohnung das Gewohnte.

Der Preis jeglicher Veränderung ist ein Verlust an Geborgenheit, gemütlich ist nur der Status quo. Die Ruhe des Platzes, zu dem die Fenster der neuen Wohnung gingen, beunruhigte Sylvie. Als die Blätter von den Bäumen fielen und die Kinder wegen der früh einbrechenden Dunkelheit zeitig ihre Spiele beendeten, wurde es sehr still. Solange alles in gewohnten Bahnen läuft, macht Zeit sich nicht bemerkbar, nun, in der ungewohnten Stille, erinnerte sie an sich.

Sylvie wurde elegisch. Sie kramte alte Briefe, Zettel und längst bezahlte Lichtrechnungen durch, starrte auf Fotografien von sich, auf denen sie schöner aussah als jemals in natura.

Zu der Zeit begann es, dass sie erkannt wurde. Immer fing es mit demselben Satz an: »Wir kennen uns«, sagte eine fremde Stimme, und Sylvie, überrumpelt von den unverhofften Zeichen der Vergangenheit,

war hilflos. Alles ehemalige Schulkameraden. Die kleinen Mädchen aus der großen roten Schule in der Heinrich-Roller-Straße. Obwohl Mandel seit eh in derselben Stadt, ja, im selben Bezirk, im Prenzlauer Berg lebte, hatte sie niemals mehr eine von ihnen getroffen. Plötzlich, nach fünfundzwanzig Jahren, kamen sie und erkannten sie.

Sie schulte ihre Tochter ein, und die Direktorin, eine vornehme Erscheinung mit früh ergrautem Haar, sagte: Wir kennen uns. Sylvie holte die Schnelle Medizinische Hilfe, weil ihre zuckerkrankes Schwiegermutter bewusstlos zu werden drohte, die herbeigerufene Ärztin bemerkte, bevor sie ging, kurz, aber bestimmt: Wir kennen uns.

Wir kennen uns, jauchzte eine Frau in der Sauna, deren nackter Körper aussah wie ein ungemachtes Bett am Nachmittag. Eine andere sprang Sylvie im Restaurant an, bevor sie überhaupt Zeit hatte, sich hinzusetzen und lärmte, keinen Widerspruch duldend: Wir kennen uns. Die nächste überfiel sie bei einem Straßenfest. Sylvie stand nach Negerküssen an, wäre fast dran gewesen, da hörte sie wieder diesen Satz, sah einen fremden Mund, an dem Schokoladencreme hing, sagen: Wir kennen uns.

Sie fühlte sich verfolgt, fühlte sich als Objekt. Jeder konnte kommen und sie erkennen, jeder; die Zeit hatte Fremdes und Bekanntes austauschbar gemacht. Zu Hause sah sie lange auf das Klassenfoto mit den kleinen Mädchen in den karierten Kleidern mit den Puffärmeln. Später trugen sie schlecht gemachte Dauerwellen, manche hatten giftgrüne Mohairpullover aus dem Westen an, Badura, Becker, Bettermann und die anderen. Badura, Becker, Bettermann – damit begann jeden Morgen die Schule. Badura, Becker, Bettermann, die ersten Namen aus dem Klassenbuch. Fräulein Schlarbaum, deren Verlobter im Krieg gefallen war, las sie mit munterer Stimme vor, freundliche Stereotypen, warme Gewohnheit, Sylvie war gern zur Schule gegangen. Die Mädchen auf dem Foto lächelten, einige hielten

sich zärtlich umfasst, Freundinnen auf Zeit.

Sylvie in Novemberstimmung dachte an dunkle Berliner Zimmer in schmalen Nebenstraßen der Prenzlauer Allee, wo an langen Nachmittagen Schwüre ewiger Freundschaft abgelegt wurden. Waren womöglich all die fremden Frauen, die sie plötzlich erkannten, einmal ihre Freundin gewesen? Und warum kamen sie alle, seit sie in der neuen Wohnung wohnte. Der Herbst und die Zufälle drohten Sylvie in die Tiefen des Mystizismus zu ziehen. Sie war fast sicher, dass die Erkenner eine Art Todesboten sein mussten. Schön war das Leben, aber kurz, dachte sie selbstmitleidig und kaufte sich einen neuen Wintermantel.

Da traf sie Gloria. Sylvie erkannte Glori auf den ersten Blick. Bist du jetzt wieder hier?, fragte Glori. Sylvie wunderte sich, sie war doch nie weggewesen. Dann entdeckte sie: Die neue Wohnung lag zwei U-Bahn-Stationen näher an der großen roten Schule, die Kinder von damals waren in ihrem Kiez geblieben, und Sylvie war endlich zurückgekehrt.

Das Wiener Café

November 1979

Das Wiener Café in der Schönhauser Allee befindet sich schräg gegenüber dem Lichtspielhaus Colosseum, nahe den Nachtlokalen Nord und Lolott. Es ist diesen freilich konkurrenzlos, denn null Uhr ist Schluss. Im Sommer kann man draußen im Garten sitzen, falls man urbanistisch genug ist, das von weißem Schmiedeeisen eingefasste Quadrat Straßenpflaster als eine Art Garten gelten zu lassen. Dann kann man also, eingehüllt vom gelben Lärm der Untergrundbahn, die hier Hochbahn ist, sitzen, wenn es warm genug ist, und wenn genügend Kolleginnen kommen konnten, um draußen zu bedienen. Die meiste Zeit allerdings verbringt man drinnen, hinter den Wolkenstoreschaufenstern, die links und rechts mit je einer kleinen roten Lampe dekoriert sind.

Das grafische Signet für das Wiener Café besteht aus einem großen W und einem kleinen c, auf dem eine Krone ist. Wc - vielleicht war der Grafiker früher Klempner. Die Wände sind einerseits mit Darstellungen der »Hauptstadt Wien in Österreich« verziert, andererseits mit Spiegeln aus Korbgeflecht, entnommen vielleicht einem überschüssigen Korridormöbelsortiment. Es gibt hier zwei durch eine Treppe verbundene Abteilungen, unten und oben, was ohne praktische Bedeutung ist, aber Anlass bietet, von einem »Kaffeehaus« zu sprechen.

Ich kenne das Wiener Café nur am Abend. Mit Musik. Hier machen noch Leute für Leute Musik, nicht Apparate, für die Leute mal Musik gemacht haben. Ehemals spielten da ein Geiger und ein Pianist, beide

im Rentenalter. Ich habe sie niemals anders als gut gelaunt erlebt. Sie spielten alles, was man sich zwischen »Junge Frau im Frühling« und der Titelmelodie aus dem guten alten »Dritten Mann« und Beethovens »Elise« vorstellen kann. Abend für Abend in Hochstimmung, als wäre jeder beliebige Abend ein besonderer.

Neuerdings sind drei andere Musiker da. Ein Geiger aus Ungarn, der aussieht wie Sammy Davis jr., ein zuweilen singender Schlagzeuger und ein Pianist, der eine gewisse physiognomische Ähnlichkeit mit dem Präsidenten der Akademie der Künste aufweist. Das musikalische Repertoire des Trios ist so vielfältig wie sein Kontakt zum Publikum.

Das Café lebt und leidet mit einem Stammpublikum, das sich etwa so zusammensetzt wie die Reisenden eines Abteils zweiter Klasse, die öfter die gleiche Strecke fahren. Prenzlauer-Berg-Bewohner sind sie fast alle. Der alte Mann, dem voriges Jahr seine Frau gestorben ist und der noch im Hotelfach arbeitet. Letzten Sommer habe ich von ihm einen Tipp für das Pferd Gidron gekriegt, das dann in Hoppegarten prompt als erstes ins Ziel lief. Zum Stammpublikum gehört auch der junge Schauspieler, der kürzlich im Fernsehen eine Persönlichkeit darstellte. Der kahlgeschorene Gasableser, der, wie man sich erzählt, die Wohnung voller Antiquitäten hat, denn der Mann kommt rum. Die rundliche Friseurin aus der PGH Modische Linie, deren ohrringgeschmückter Begleiter an Piraten aus berühmten Abenteuerromanen erinnert, er arbeitet in einem Baubetrieb. Und der schwächliche Architekt, der legendäre Kurt, dem nach Weingenuss schnell die Beine versagen, wenn auch der Kopf hell bleibt und scharfsinnig.

Dann sind da noch das Mädchen mit der Brille, das immer allein kommt, liest, raucht und allein wieder geht, der hagere Grauhaarige, der die Serviererinnen mit Handschlag begrüßt und das Paar mit den unterschiedlichen Eheringen, die Aktentaschen dicht neben sich, was